



15. Europäischer Essaywettbewerb für Studentinnen und Studenten 2026

ausgerufen durch

Dr. Albert-Peter Rethmann, Bundesvorsitzender der Ackermann-Gemeinde,
und Doc. Dr. Matěj Spurný, Präsident der Bernard-Bolzano-Gesellschaft.

Thema:

**„Universelle Menschenrechte –
ein herrlicher Mythos aus Welt von gestern?“**

3. Platz:

Václav Pavlů, 25 Jahre, M.A. European Studies, Mgr. Medien Studies

Auf Plakaten glänzen die Worte „menschliche Würde“ wie vergoldete Schrift in alten Büchern. In Wirklichkeit erinnern sie jedoch oft eher an eine Kulisse: eine schöne Fassade eines Hauses, in dem anders gelebt wird, als es nach außen versprochen wird. Die Welt gibt sich mitleidig – und doch wird mit ihr gehandelt wie mit einer leichten Dirne. Man spricht von Rechten – und zugleich wird alles nur auf Sicherheit, auf Gewinn, auf „notwendige Opfer“ umgerechnet. Was, wenn die Universalität der Menschenrechte nur eine schöne Legende ist, ein Mythos, den wir uns erzählen, um unsere eigene Bequemlichkeit zu ertragen und unseren eigenen Anteil an Schuld nicht zu sehen?

Es genügt, genauer hinzusehen – nicht auf die Landkarte, sondern auf den Alltag. Menschenrechte werden nämlich nicht nur durch Panzer und Gefängnisse verletzt. Oft zerfallen sie schon im Tonfall der Stimme, im Spott, in der Verleumdung, in diesem beiläufigen „Lasst es doch“, wenn jemand neben uns einen anderen erniedrigt. Und am heimtückischsten ist das Schweigen: ein Schweigen, das uns zu anständigen Zuschauern unhöflicher Szenen macht. Sind wir dann wirklich Menschen der Rechte – oder nur Menschen der Phrasen?

Vielleicht sind wir, wie ich befürchte, nur Gefäße, gefüllt mit Werten, die uns die Gesellschaft in den Kopf gegossen hat. Wir wiederholen sie wie Gebete – ohne Glauben. Wir können korrekt „Respekt“, „Gleichheit“, „Freiheit“ sagen, doch in dem Moment, in dem uns diese Worte etwas kosten würden, legen wir sie bereitwillig ab wie einen Mantel. Und dann wundern wir uns, dass Rechte wie ein Mythos erscheinen. Und genau ein Mythos entsteht dort, wo von etwas erzählt wird, das nicht gelebt wird.

Nietzscheⁱ hat einst einen Stein in das europäische Denken geworfen, der bis heute nachwirkt: Gott ist tot. Nicht als Sensation für Atheisten, sondern als Nachricht vom Verlust eines gemeinsamen Nordsterns. Wenn die universelle Autorität verschwindet, die die Worte zusammenhielt, beginnen sich die Werte in private Interessen aufzulösen. Dann ist „das Gute“ nicht mehr etwas, worauf wir uns beziehen, sondern etwas, das wir nach Bedarf interpretieren. Und die Menschenrechte? Sie verwandeln sich leicht in eine Dekoration für jene, die gerade edel erscheinen wollen – und in eine Last für diejenigen, die sie eigentlich schützen sollten.

Hobbesⁱⁱ hätte sich darüber vielleicht nicht einmal gewundert. Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf – und hinter der dünnen Hülle der Zivilisation warten die altbekannte Konkurrenz, die Angst und das Verlangen darauf, die Oberhand zu gewinnen. In seiner Logik ist die Ordnung ein zerbrechlicher Damm: Er hält, solange ihn die Macht trägt. Doch was, wenn die Macht selbst aufhört, so zu tun, als bräuchte sie diesen Damm? Was, wenn selbst jene, die im Namen der Werte sprechen, sich entscheiden, dass es vorteilhafter ist, aufrichtig stark zu sein als geschliffen gerecht? Dann schrumpft das „Universelle“ zu einem „für uns“ – und Rechte werden zu einer Währung, die nur jene tauschen, die etwas zum Bezahlen haben.

Und doch gibt es eine andere Möglichkeit – nicht als naiver Optimismus, sondern als Gegengewicht zum Zynismus. Rousseauⁱⁱⁱ erinnerte daran, dass der Mensch frei geboren wird und doch überall in Ketten liegt. Diese Fesseln sind nicht nur politische: Es sind auch die Fesseln von Neid, Gier und Begierde, die uns dazu führen, den anderen als Hindernis oder als Mittel zu betrachten. Doch Rousseau glaubte zugleich an die Fähigkeit des Menschen zum Mitgefühl – nicht als erlernte Etikette, sondern als natürliche Regung. Vielleicht ist genau das die bescheidenste und zugleich tragfähigste Grundlage der Menschenrechte: kein Paragraph, kein Tribunal, sondern eine einfache Sensibilität, die im anderen zuerst den Menschen und erst dann den Gegner sieht.

Ich erinnere mich an eine kleine Situation, die nicht in die Geschichte passt, aber ins Gewissen. Jemand in der Gruppe machte eine gemeine Bemerkung über eine schwächere Person. Nichts „Großes“ geschah – und genau das ist erschreckend. Alle lächelten nur, ich auch, und wir gingen weiter. Erst später holte mich eine einfache Frage ein: Wann genau habe ich diesem Menschen ein Stück seiner Würde genommen? In dem Moment, in dem ich geschwiegen habe. Diese kleine Sünde ist universell. Und wenn es stimmt, dass jeder von uns irgendwann die Rechte eines anderen verletzt hat, dann gilt auch, dass jeder von uns wieder damit beginnen kann, sie zu wahren – nicht durch eine Erklärung, sondern durch eine Tat, die manchmal die Form eines einzigen Satzes annimmt: „Das ist nicht in Ordnung.“

Vielleicht sind die Menschenrechte also kein Mythos der Vergangenheit, sondern ein Mythos im besten Sinne: eine Erzählung, die uns aus unserem kleineren Selbst herausführen soll. Ein Mythos muss keine Lüge sein: Er kann ein Horizont sein. Doch ein Horizont verschiebt sich nicht durch Deklarationen, sondern durch Gehen. Menschenrechte sind keine fertige Wahrheit, die man nur unterschreiben muss – sie sind tägliche Arbeit gegen die Schwerkraft menschlicher Bequemlichkeit. Wenn man aufhört,

sich um sie zu kümmern, bleiben sie nicht einmal als erhabenes Ideal bestehen; sie bleiben als zynischer Slogan, der sich für alles Mögliche verwenden lässt.

Was würde es bedeuten, sie ernst zu nehmen? Nicht nur in der großen Politik, sondern in der Sprache, die wir sprechen; darin, wem wir Raum geben; darin, ob wir aufstehen, wenn jemand verspottet wird; darin, ob wir die leichtfertige Bemerkung „Er hat es verdient“ ablehnen. Es würde bedeuten, zuzugeben, dass Freiheit nicht nur das Recht ist, „zu tun, was ich will“, sondern auch die Fähigkeit, dem zu widerstehen, was mich von innen versklavt – der Angst, dem Neid, der Gier nach Anerkennung. Und vielleicht würde es auch eine neue Art von Glauben bedeuten: nicht den Glauben an eine himmlische Überwachung, sondern den Glauben daran, dass der Mensch besser werden kann, wenn er Tag für Tag zu diesem Versuch zurückkehrt, trotz der eigenen Schwäche und auch gegen den Strom.

Wenn Nietzsches Diagnose zutrifft, dann wird Gott als Garant der Werte nicht zurückkehren. Umso dringlicher stellt sich die Frage: Wer wird nun der Garant sein? Die Antwort ist unangenehm, weil sie auf uns selbst verweist. Die universellen Menschenrechte werden so universell sein, wie auch unser Mut universell ist, die Würde auch dort zu verteidigen, wo es sich nicht lohnt. Und wenn sie überleben sollen, dann nicht als Marmorskulptur der Vergangenheit, sondern als lebendige, fragile und zugleich konsequente Praxis – in der Mitgefühl nicht vorgetäuscht, sondern gepflegt wird.

Und doch kehrt in meinen Gedanken eine Frage zurück, die ich mir nicht verbieten möchte, nur weil sie naiv klingt: Wird es jemals eine Zeit geben, in der Rechte und Freiheiten nicht verletzt werden? In der man nicht mehr daran erinnern muss, dass der Mensch kein Mittel, sondern ein Ziel ist; dass Schwäche keine Einladung zum Spott ist; dass der Schmerz des anderen kein Rauschen ist, das man mit der eigenen Bequemlichkeit übertönen kann. Ehrlich gesagt: Ich wünsche es mir. Und ich hoffe, ich bin damit nicht allein – dass dieser leise, manchmal fast kindliche Traum von einer gerechteren Welt in vielen Menschen weiterlebt, auch wenn wir uns dafür schämen, weil er nicht in eine Zeit passt, die Ironie mehr liebt als Verantwortung.

Ich weiß, dass manche Wünsche unerfüllt bleiben werden; dass die Geschichte kein Märchen ist, sondern ein Kampf. Und doch kann der Mensch sich manchmal nicht dagegen wehren, zum Himmel aufzublicken und zu glauben, dass wenigstens eine Sternschnuppe einen Wunsch erfüllt – und wenn nicht ganz, dann zumindest in kleinen Fragmenten, die man leben kann. Gerade deshalb hat es Sinn, einen solchen Essay zu schreiben: nicht als Darlegung, sondern als Appell. Damit jeder Leser – ob Skeptiker, Zyniker oder müder Idealist – in sich denselben Wunsch findet, vor allem aber beginnt, ihn zu leben. Denn Menschenrechte sind nicht nur Rechte auf Leben, Freiheit und Gerechtigkeit; es sind auch jene zerbrechlichen Rechte, die sich nicht so leicht in Manifeste einfügen lassen: das Recht auf Lachen, auf Glück, auf ein Lächeln, auf ein Gefühl der Sicherheit unter Menschen. Und wenn diese Rechte heute irgendwo erstickt werden – durch Druck, Armut, Angst, Spott, Macht oder einfach durch die Gleichgültigkeit der Umgebung –, dann ist vielleicht die radikalste Tat kein großes Bekenntnis, sondern eine gewöhnliche, beharrliche Güte: einzustehen, hinzusehen, sich nicht der Menge anzuschließen, Verwundbarkeit nicht zur Zielscheibe zu machen. Das Gute zu verbreiten, das in jedem von uns verborgen ist, ist keine Sentimentalität; es ist Arbeit. Und vielleicht die einzige, die aus einem Mythos Wirklichkeit machen kann.

Ist es am Ende also doch nur ein Mythos? Vielleicht. Ein schöner Mythos. Doch die Welt von gestern kehrt nicht zurück, und die Welt von heute wird sich nicht von selbst verbessern. Wenn das Morgen zumindest eine Kontur von Gerechtigkeit haben soll, dann nicht deshalb, weil wir schön über Rechte sprechen. Es wird dann geschehen, wenn wir uns in den kleinen Situationen – gerade dort, wo „nichts passiert“ – nicht mehr wie Zuschauer verhalten. Wenn wir uns eingestehen, dass die größte Bedrohung für die Menschenrechte nicht nur die Macht ist, die keine Angst hat und unterdrückt, sondern auch die Anständigkeit, die schweigt. Und gerade wir – jeder Mensch, jeder von uns – sind sowohl Bedrohung als auch Lösung für das Unrecht wie auch für die Bewahrung der grundlegenden Menschenrechte.

„Nicht alles, dem wir begegnen, lässt sich ändern; aber nichts lässt sich ändern, solange wir uns ihm nicht stellen.“

(James Baldwin^{iv})

Übersetzung: Kamila Novotná

ⁱ Friedrich Nietzsche (1844–1900) – deutscher Philosoph und Kritiker der traditionellen Moral. Das Motiv „Gott ist tot“ entfaltet er vor allem in *Die fröhliche Wissenschaft* (1882) und in *Also sprach Zarathustra* (1883–1885): Es ist eine Diagnose des Verlusts eines gemeinsamen Sinns und gemeinsamer Werte, nicht bloß eine Provokation, sondern ein Aufruf zur Neubewertung und zum Nachdenken – über Moral, Ethik und über sich selbst.

ⁱⁱ Thomas Hobbes (1588–1679) – englischer politischer Philosoph. In *Leviathan* (1651) schildert er den „Naturzustand“ als einen Raum von Angst und Konflikt; ohne Autorität zerfällt die Gesellschaft leicht. Häufig wird mit ihm das Sprichwort „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“ (*lat. homo homini lupus*) verbunden – als Warnung vor Chaos und auch vor dem menschlichen Charakter.

ⁱⁱⁱ Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) – aufklärerischer Denker über Freiheit und Ungleichheit. In der *Abhandlung über die Ungleichheit* (1755) kritisiert er die Gesellschaft als Quelle von Verformungen des Menschen, und in *Vom Gesellschaftsvertrag* (1762) sucht er die Bedingungen legitimer Freiheit; daher auch der Satz „Der Mensch wird frei geboren, und überall liegt er in Ketten“ – ein bis heute aktuelles Mahnwort.

^{iv} James Baldwin (1924–1987) – amerikanischer Schriftsteller und Essayist, eine prägende Stimme der Bürgerrechtsbewegung; er schrieb über Rassismus, Würde und die Selbsttäuschung der Gesellschaft. Bekannte Werke: *Notes of a Native Son* (1955) und *The Fire Next Time* (1963). Der oft zitierte Satz „Not everything that is faced can be changed...“ fasst seinen Schwerpunkt auf den Mut zusammen, der Wahrheit ins Auge zu sehen.